

Limmat Spritzer

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Comeback in Japan

Auf dem Friedhof in Birr ist Ende 1961 der japanische Professor Arata Osada, Begründer der Pestalozzi-Bewegung in Japan, Übersetzer und Herausgeber der Werke Pestalozzis in japanischer Sprache, Ehrendoktor der Universität Zürich seit 1960, auf seinen Wunsch in unmittelbarer Nähe des Grabes von Heinrich Pestalozzi beerdigt worden.

Ja, ja, die Japaner. Die liefern also nicht bloß Transistorenradios, Kugelschreiber, Tirolerhüte und indianische Souvenirs, nein, die haben auch noch Idealisten, welche neben Pestalozzi in der Erde zu ruhen wünschen. Die «Ehrungen» in der Heimat sahen mitunter anders aus. Pestalozzis Zeitgenossen hielten im Durchschnitt nicht eben viel von diesem «revolutionären Feuergeist», und schon fünfzehn Jahre nach seinem Tode war auch sein Grab ganz ordentlich vergessen, bis 1842 in einer zürcherischen Zeitung dieses Inserat (eines Ausländers) erschien: «Vater Pestalozzi schläft den ewigen Schlaf unter der Dachtraufe des Schulhauses von Birr hiesigen Kantons. Nichts schützt seine Grabstätte vor Verschwemmung. Durch eine Dachrinne könnte solcher Zerstörung vorgebeugt werden. Unterzeichneter wird die Sorge für deren Anschaffung gern übernehmen, wenn die Freunde des Seligen ihm ihre Beiträge anvertrauen wollen. Schloß Lenzburg im Aargau, den 16. Februar 1842. Christian Lippe, Erzieher.» Die Dachrinne kam, aber nicht aus Zürich.

Vor etwa zehn Jahren hat der Direktor des Evangelischen Lehrerseminars Untersträß die Zürcher Regierung zum Nachdenken darüber anregen wollen, auf welche Weise Wirken und Persönlichkeit des hervorragenden Pädagogen in den zürcherischen Mittelschulen den Schülern näherzubringen sei. Regierungs- und Kantonsrat waren nicht scharf auf die Anregung, und ihre Gründe waren nicht durch-

wegs von Pappe. Immerhin gibt es in Zürich wenigstens ein Pestalozzidenkmal und die dazugehörige Pestalozzi-Anlage an der Bahnhofstraße, wo Erzieher und Bub auf Sockel, von einem Rasen umgeben, der wohl nicht zuletzt deshalb öfters betreten wird, weil Täfelchen mahnen «Bitte den Rasen nicht betreten!», allnächtlich vom Scheinwerferlicht bestrahlt werden. Dort also steht er, der Pestalozzi, das Antlitz bahnhofstraßenwärts gerichtet.

Alleweil: die Erbauer des Pestalozzi-Denkmal – es ist im Oktober 1899 eingeweiht worden, und der Höngger Caspar Appenzeller hat den größten Teil daran bezahlt – haben den Pestalozzi nicht auf Sand gebaut. Heute zumal befindet sich unter dem Mal eine unterirdische Transformatorstation, deren Entlüftungsschacht seit ungefähr einem Jahr zur Rechten Pestalozzis über zwei Meter hoch in die Luft ragt, vorerst, mit Plakaten garniert, einer Telefonkabine ähnlich sah, heute sich aber hinter einem vom Gartenbauamt gelieferten Grünzeug-Feigenblatt ebenso schamhaft wie viereckig zu verbergen sucht. Wer sich dort rechterhand aufs Bänkli setzt, braucht dem Pestalozzi seither nicht mehr ins Auge zu schauen. Vielleicht, argwöhnte einer, habe man eben das Erreichen wollen.

Zürich ist selbstverständlich nicht von ungefähr zu seinem Pestalozzidenkmal gekommen. Zugegeben: Sogar der Lenin hat in Zürich eine Gedenktafel, aber die hat er sich sauer verdienen müssen durch jahrelangen Aufenthalt an der Spiegelgasse, durch fleißigen Besuch des Lesesaals der Museumsgesellschaft und Aehnliches. Den Preis für sein Denkmal hat Heinrich Pestalozzi bereits am 12. Januar 1746 vorauszahlend erlegt: An jenem Tage kam er in Zürich zur Welt, irgendwo am Unteren Hirschengraben. Wer die genaue Adresse wissen möchte, der erkundige sich bei der

zuständigen Behörde: Sie kennt sie auch nicht, und dies aus dem verhältnismäßig einfachen Grunde, weil niemand ganz Genaues weiß.

*

Das dauerhafteste Denkmal hat der Zürcher seinem Mitzürcher Pestalozzi in vielgeschmähten Redewendungen errichtet. Etwa in «Ich bi doch nüd de Peschtalozzi!» Wie großzügig Pestalozzi tatsächlich mit dem Geld umging, wird durch eine Anekdote belegt: Als der Erzieher auf dem Neuhof bei Birr schaltete und waltete, verlangte ein unbequemer Gläubiger drängend die Zahlung einer Schuld von 150 Gulden. Pestalozzi war ratlos, wanderte dann aber nach Endingen und ging den als Wohltäter bekannten Juden Marum Dreyfus um Hilfe in der Not an. Dreyfus gab ihm die 150 Gulden ohne Schuldschein, und Pestalozzi trottete erleichtert heimwärts, sprach aber am späten Nachmittag des gleichen Tages arg verstört ein zweitesmal bei Dreyfus vor. Ob er ihm noch einmal 150 Gulden leihen könne. Er habe nämlich auf dem Heimweg einen armen Bauern getroffen, dem die einzige Kuh gestorben sei, und da der Mann mit sechs kleinen Kindern sich in größter Not befinde, habe er ihm das Geld gegeben.

Dreyfus fragte: «Da habt Ihr ihm doch wenigstens einen Schuldschein verlangt?» Pestalozzi schüttelte den Kopf: Nein, das habe er nicht. Er selber habe das Geld ja auch ohne Schuldschein bekommen. Nein, er wisse auch nicht, wo der Mann wohne und wie er heiße. Item: Das Geld war weg. Für immer.

*

Ein einzigesmal haben sich die Zürcher für ihren Heinrich Pestalozzi gewehrt. Das war damals, als man das Pestalozzi-Porträt auf die Zwanzigernote nahm. Der materiell gänzlich desinteressierte Idealist gehöre einfach nicht auf einen Geldschein. Die Einwände nützen nichts. Man brauche einen weltbekannten Schweizer zur Verschönerung der Note, hieß es, und kein blaublütiger Kaiser, kein brauner Führer und kein roter Diktator stand zur Verfügung. Bloß der Tell. Den aber hatte man auf einer Hunderternote, wie man in der Schule sagt, «schon gehabt». Und der Pestalozzi. Und allenfalls der Dufour; aber für den gälten die gleichen Einwände wie für Pestalozzi. Und so ist denn aus der Zwanzigernote im Zürcher Jargon der «Pestalozzi» geworden, aus der Brieftasche das «Pestalozzianum», und so, wie mancher Zürcher noch heute Gemüse-statt Rathausbrücke, Urania- statt Rudolf-Brun-Brücke (um die Bindestrüchlein sind in Zürich einst wahre Kämpfe ausgefochten worden) sagt, so redet manch einer noch heute vom «Pestalozzi» statt von seinen Nachfahren im Reiche der Banknote, dem «Dufour», der «Distel» und dem «Stachligen».

A propos

Zur Zeit Pestalozzis war der Slogan «Gepflegte Leute haben mehr Erfolg» noch nicht bekannt, und wenn er es gewesen wäre, hätte sich Pestalozzi einen Deut darum geschert. Meist war er nachlässig gekleidet; doch als er sich einst fix herausgeputzt auf den Weg zu einer hochstehenden gesellschaftlichen Veranstaltung machte, kam er in ein Unwetter, langte arg beschmutzt am Ziele an, mischte sich aber unverzüglich unter die Leute, zog vor allen Anwesenden Schuhe und Strümpfe aus, kehrte die Strümpfe um, so daß die schmutzige Außenseite nach innen kam, putzte die Schuhe mit den Fingern und war in ein paar Minuten mit seiner Toilette fixfertig. Und ein Pfarrer berichtet, nur einmal in seinem Leben sei der Pestalozzi gekämmt gewesen, als er ihm begegnete. Und da habe er ihn gwiß Gott fast nicht erkannt.

*

Pestalozzis Frau weilte in Baden zur Kur. Als ihr Mann sie abholen kam, stand sie mit andern Frauen am Fenster. «Was ist denn das für ein Monstrum?» fragte eine der Bessergestrählten die Frau Pestalozzi, als der gute Heinrich drunten im Hof aus dem Wagen stieg.

«Monstrum?» sagte die Frau Pestalozzi. «Das ist mein Mann.»

*

Pestalozzi war nach Bern gewandert, um einen Bekannten, den Ratsherrn von Fellenberg, zu besuchen. Der Torwache kam der unordentlich gekleidete spanisch vor, und Pestalozzi wurde ins Fremdenarmenhaus gebracht, kriegte Suppe und Schlafstelle, des Morgens eine zweite Suppe, und als er sich verabschieden wollte, merkte er, daß man ihn gefangen hielt. Er schrieb ein paar Worte auf einen Zettel, bat, man möchte diesen dem Ratsherrn von Fellenberg bringen, und der kam denn auch bald angerannt und war eben im Begriff, dem Wachoffizier alle Schande zu sagen, als Pestalozzi schlichtend einwarf: «Nicht doch, ich wollte ja nur sehen, wie ihr mit Suppen und Betten für die Armen sorgt.»

*

Pestalozzi sagt von sich selber: «Ich war mit grauem Haar noch ein Kind. Ich irrte mich nicht nur in jedem Schlaun, ich irrte mich in jedem Narren und traute jedem, der vor meinen Augen stand und ein gutes Wort redete.»



Der Cellistin Vera Schnitter, welche nach Australien fliegt, wird der Abschied ziemlich bitter, weil sie ihn dort nicht mehr kriegt:



Tilsiter

☞ Drum ghört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.

